

UND MORGEN DIE WELT

Wie ich einen
Schicksalsschlag in
das größte Abenteuer
meines Lebens
verwandelte

SAMIRA MOUSA



mir, eine gute Freundin! Sie schläft heute hier. Ich nehme sie zum Nachtmarkt mit, okay?«

»Freundin! Ah! Aus Deutschland? Gut! Ich mag deutsche Frauen, gut, gut, gut. Mitbring sie, ja?«

»Ja, Sun, ich bringe sie mit. Ich melde mich. Aber jetzt muss ich los, ich wollte noch ein bisschen arbeiten.«

Das Regenwetter hat sich verzogen, und ein strahlender Morgenhimmel begrüßt mich vor der Tür. Der Smog, der sich so dicht wie Sirup über die Dächer Chiang Mais legt, erreicht hier zu manchen Jahreszeiten tatsächlich Werte, die viele Menschen dazu bringen, die Stadt zu verlassen. Viele Expats und digitale Nomaden fliehen dann in die umliegenden Dörfer oder in den Süden des Landes, um nicht tagein, tagaus die giftige Luft einzuatmen. Atemschutzmasken sind hier so selbstverständlich wie in Berlin Basecaps. Sogar die Farbe des Himmels scheint durch den Smog gedämpft. Kaum habe ich das Haus verlassen, stürzt eine Unmenge an ungewohnten Eindrücken auf meine Ohren, meine Nase und meine Haut ein. Es fühlt sich an, als würde ich ein türkisches Dampfbad betreten, in dem jedes Geräusch sich tausendfach an den Wänden bricht. Mutig widerstehe ich dem Impuls, mich gleich wieder zurück ins ruhige Dunkel meines Hauses zu flüchten, und starte meinen Weg in dieses bebende Fangnetz voll zappelnder Fische, das sich Chiang Mai nennt.

Ich kenne mich noch nicht aus, lande aber direkt in einem sehr nett scheinenden kleinen Restaurant mitten in der Altstadt. Es liegt in einer Seitengasse, die so schmal ist, dass gerade mal ein Motorroller hindurchpasst. Vom Autolärm bin ich hier abgeschottet, das einzige Geräusch ist das beruhigende Plätschern des kleinen Brunnens, der neben meinem Tisch steht. Ich bestelle einen Kaffee und genieße dieses kleine Stück Glück in der weißen Tasse mit dem Sprung an der Seite in vollen Zügen, bevor ich mich an die Arbeit mache. Die Kaffeekultur in Chiang Mai ist eine der besten in ganz Thailand: Die saftig grünen, feuchten, kühlen Bergregionen rund um die Stadt im Norden des Landes bringen exzellente Bohnen hervor, die hier überall zu haben sind. Ob frisch geröstet und abgepackt zum Mit-nach-Hause-Nehmen, heiß aufgebrüht oder mit süßer Kondensmilch gezuckert: Der Puls der Stadt wird von dem köstlichen schwarzen Getränk angetrieben wie die Tuk-Tuks vom stinkenden Diesel. Chiang Mai wäre ohne beides unvorstellbar.

Ich packe mein kleines silbernes MacBook aus und haue in die Tasten. Die

Stunden verfliegen, während ich Texte für mein Buch über den Jakobsweg verfasse, umschreibe und korrigiere. Das Schreiben lag mir immer schon, zu meinem Beruf habe ich es jedoch erst vor kurzer Zeit gemacht. Nun möchte ich es aber gleich richtig wissen: Ich werde auf dieser Reise mein erstes Buch fertigstellen, koste es, was es wolle. Was danach kommt, ist erst mal zweitrangig. Eines aber ist klar: Arbeite ich nicht, verdiene ich kein Geld. Niemand unterstützt mich finanziell, schon als Teenagerin musste ich mir selbst mein Taschengeld erarbeiten. Und so schreibe ich wie besessen und hoffe inständig, dass es irgendwann mal jemand lesen wird.

Gegen acht Uhr abends breche ich auf, um Anja vom Flughafen abzuholen, der sich nicht weit außerhalb des Zentrums befindet. Es ist bereits stockdunkel, da die Sonne hier immer gegen 18 Uhr untergeht, doch die Hitze drückt sich nach wie vor an meine verschwitzte Haut. Schnell überquere ich die nasse Straße vor dem Flughafengebäude, in der sich die Lichter der Laternen und Taxis tausendfach spiegeln, und trete durch die Türen in die künstlich heruntergekühlte Flughafenluft. Sofort beginne ich zu frösteln, mein Kleid klebt mir am Leib. Begeisterung für Klimaanlage liegt mir seit jeher fern, ich bevorzuge Ventilatoren um ein Vielfaches. So stehe ich zitternd und bibbernd vor dem kleinen Gate, aus dem die ankommenden Fluggäste portionsweise herauströpfeln. Anzugmänner, Anzugfrauen. Familien mit wahren Heerscharen kleiner Kinder, alle artig und penibel frisiert. Betont coole Backpacker. Charmant uncoole Backpacker. Aktentaschen, Rucksäcke, Rollkoffer ... und endlich: Anja. Meine Anja, das Nackenhörnchen noch um den Hals. Sie trägt eine große Sonnenbrille, die ihr halbes Gesicht verbirgt. Ihre Mundwinkel zieht sie bei meinem Anblick nach oben – aber ich weiß, dass ihr gerade gar nicht nach Lächeln zumute ist. Ihr Haar weist deutliche Spuren des langen Fluges auf, sie trägt eine schwarze Leggings und einen leichten Pullover in Dunkelgrün, der ihrer Haut in dem grellen Neonlicht einen dezent ungesunden Schimmer verleiht. Ach, Anja. Verdammt. Ich bin da. Wortlos kommt sie auf mich zu, wirft ihre Taschen auf den Boden und fällt mir in die Arme. Ihr Haar ist nass von Tränen, ihr Gesicht erwärmt. »Danke«, flüstert sie, das Gesicht an meine Wange gepresst. »Danke.«

Als ich am nächsten Tag die Augen aufschlage, dreht sich alles um mich. Mein Kopf fühlt sich an, als hätte man durch beide Ohren Korkenzieher hineingedreht und mir

gleichzeitig ein glühendes Hufeisen auf die Stirn gedrückt. Ich blinzele und taste halb blind nach meinem Handy. Es ist halb elf, schon fast Mittag. Direkt neben mir in meinem viel zu kleinen Einzelbett, das Haar verwuschelt und leise schnarchend, liegt Anja. Ihre Augen sind geschwollen vom vielen Weinen gestern, und ein leichter Geruch nach schalem Bier strömt aus ihrem Mund. Damit ist sie sicherlich nicht allein: Gestern Abend ist das Kind nicht nur in den Brunnen gefallen, es ist kläglich darin ertrunken. Auf Anjas Ankunft folgten ein schnelles Abendessen und danach eine ausgedehnte Tour durch das Nachtleben von Chiang Mai. Die Stadt ist zwar nicht unbedingt als Partystadt bekannt, da die meisten Menschen hier am nächsten Tag doch immer irgendetwas vorzuhaben scheinen, aber wenn man es drauf anlegt, kann man in einer der zahlreichen Bars am Flussufer oder in einem fast französisch anmutenden Hinterhof herrlich abstürzen ... Dabei bin ich gestern tatsächlich in alte Muster verfallen, denn in meiner Jugend war ich nicht gerade bieder unterwegs.

Mein Körper, der sich bis heute im Großen und Ganzen stabil und gut angefühlt hat, rächt sich für diesen Ausrutscher sofort und beschwert sich lautstark über die Belastung, die ich ihm mit meinem nächtlichen Exzess zugemutet habe. Vorsichtig richte ich mich auf und hebe ein Bein aus dem Bett. Zuerst das rechte, denn die rechte Seite macht mir weniger Probleme als die linke. Dann setze ich das andere Bein auf dem Fußboden auf. Sofort spüre ich dieses altbekannte Ziehen, das vom Hüftknochen bis hinunter in meinen Fuß reicht. Es fühlt sich so ähnlich an wie ein Muskelkater oder eine hartnäckige Verspannung. So als hätte jemand ein Band zwischen meinem Hüftknochen und meinem Fuß gespannt, und zwar viel zu stramm. Ich strecke das Bein durch, schaue kopfschüttelnd hinunter zu meinem halb tauben Fuß und versuche, den Raum um mich herum zu fixieren. Auch meine Augen haben gelitten – ich spüre es ganz deutlich. Es fühlt sich so an, als drücke der Kopfschmerz auf meinen Sehnerv, mit dessen Entzündung meine MS-Karriere damals begann. Das Gefühl ist vergleichbar mit einem Ziehen hinter den Augen, ein glühender Schmerz, der mich bei jeder kleinsten Bewegung meines Augapfels unwillkürlich zusammenzucken lässt. Auch Doppelbilder und das Gefühl, durch Milchglas zu gucken, sind typische Symptome einer solchen Entzündung.

Zu sagen, dass ich mich gerade über mich selbst ärgere, wäre eine eben solche Untertreibung wie die Aussage, dass wir gestern nur ein, zwei Gläser getrunken haben. Ich bin so wütend auf mich selbst, dass ich dem Impuls widerstehen muss,

mich unter meinem Bettlaken zu verstecken und weiterzuschlafen, bis dieser elende Tag vorbei ist. Stattdessen stehe ich auf, wanke die Treppe hinunter und setze Kaffee auf. Jetzt auch noch den ganzen Tag im Bett zu liegen, mit einer halb tauben Seite und einem schlechten Gewissen, würde mich nur noch tiefer in den Selbsthass stürzen. Ich habe das Gefühl, mich selbst betrogen zu haben. Ich habe mich nicht an die Regeln gehalten, die ich aufgestellt habe, um so gut wie möglich für mich und meine Gesundheit zu sorgen. Ich hätte einfach nicht so viel trinken dürfen ... Denn ich weiß, dass ich den Konsum von Alkohol, seit ich MS habe, wie viele Betroffene immer weniger vertrage. Die Symptome werden stärker, das schlechte Gewissen wird größer. Generell ist Alkohol bei Multipler Sklerose nicht verboten und kann – in Maßen – sogar als natürlicher Immunregulator dienen, da er das Immunsystem etwas bremsen kann. Aber: *In Maßen*. Nicht in Massen, junge Dame. Wenn ich zu viel trinke, kann ich zu hundert Prozent davon ausgehen, dass es mir am nächsten Tag schlechter gehen wird, auch wenn ich davor eine längere Ruhepause von meinen Symptomen genossen habe. Ich kann sicher sein, dass ich das eine Glas zu viel am nächsten Tag im Bein, im Arm, in den Augen spüren werde. Eine so direkte Reaktion des eigenen Körpers ist wirklich schwer zu akzeptieren. Denn trotz der Krankheit sehe ich mich als junge Frau in der Blüte ihres Lebens, die jedes Recht dazu hat, Spaß zu haben und auch mal einen über den Durst zu trinken. Ich möchte meine besten Jahre nicht mit einem Glas Saft in der Hand an mir vorüberziehen sehen. Mit meinem Background als Wilde im Berliner Nachtleben würde ich damit eine Rolle spielen, in die ich noch nicht hineingewachsen bin – so scheint es mir zumindest.

»Aua«, tönt es hinter mir. Anja kommt im Schlafshirt die Treppe hinuntergewankt. Ihre Augen gleichen denen eines Frosches: Sie sind dick und angeschwollen. Ihr hellbraunes Haar steht von ihrem Kopf ab, als hätte sie unter einem Fön geschlafen. Ihre blassen Beine sind mit Sommersprossen übersät. »Oh, Kaffee«, sagt sie dankbar und lässt sich auf einen Küchenstuhl fallen. »Irgendwas stimmt mit dem thailändischen Bier nicht.« Sie fährt sich mit den Fingern durchs Haar, um die größte Unordnung auf ihrem Kopf zu beseitigen. »Ich meine – *so viel* haben wir nun auch nicht getrunken, oder?«

»Ich denke, es kommt drauf an, ob man sich eher mit einer Ottonormalverbraucherin oder einem russischen Viehbauern vergleichen will«, gebe ich trocken zurück, woraufhin Anja ein heiseres Lachen ausstößt.

»Also, was ist der Plan für heute?«, fragt sie mich und schaut mich mit ihren Froschaugen an. Erst mal wieder geradeaus laufen können, ohne mich dabei konzentrieren zu müssen wie bei einem Seiltanz, denke ich. Anja weiß wie alle meine Freunde, dass ich MS habe – aber was das tatsächlich bedeutet, ist natürlich nicht so leicht zu verstehen, wenn man selbst diese chronische Erkrankung nicht hat. Dass ich gerade eigentlich zu gar nichts fähig bin, außer mich in Schonhaltung ins Bett zu legen und darauf zu warten, dass das Gefühl in meine linke Körperhälfte zurückkehrt, will ich ihr so direkt nicht sagen.

»Ich muss ein bisschen arbeiten«, antworte ich stattdessen.

»Oh, okay. Wie lange brauchst du, was meinst du?«

Keine Ahnung, wie lange ich brauche – auf jeden Fall möchte ich mich gerade eigentlich nicht unter Druck setzen lassen. Das teile ich auch Anja mit, die daraufhin die Augenbrauen so weit nach oben zieht, dass sie unter ihrem Pony zu verschwinden drohen.

»Schon gut ... Lass dich nicht aufhalten! Ich bin schon weg und such mir was Eigenes«, sagt sie.

Als sie ein paar Minuten später die Tür hinter sich schließt, prasselt meine schlechte Verfassung auf mich ein wie Asche aus einem rauchenden Vulkan: Flocke um Flocke verdichtet sich die graue Schicht, unter der ich heute zu ersticken drohe. Die Aschewolke macht meine linke Seite taub und umnebelt meinen Kopf. Anja hat heute mit den »normalen« Begleiterscheinungen eines Katers zu kämpfen – ich aber bekomme gleich die volle Breitseite meiner Erkrankung serviert. Zum Frühstück. Ohne Eis. Um mich abzulenken, hole ich meinen Laptop und beginne, weiter an meinem Buch zu arbeiten.